

PATRICIA BRIGGS

FLUCH DES WOLFES

ALPHA & OMEGA 3
ROMAN

HEYNE <
EBOOKS

PATRICIA BRIGGS
Fluch des Wolfes

Roman



Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Das Buch

Nach reiflicher Überlegung sind die Werwölfe an die Öffentlichkeit getreten und haben sich den Menschen zu erkennen gegeben. Die Hoffnungen auf ein friedliches Zusammenleben zwischen Menschen und Wölfen wird jedoch jäh zerstört, als ein brutaler Serienmörder in Boston Jagd auf Wölfe, Hexen und Feenwesen macht. Der Marrok, der mächtigste Werwolf Amerikas, schickt seinen Sohn Charles und dessen innig geliebte Gefährtin Anna in die Stadt, um die mysteriösen Morde aufzuklären. Das ungleiche Traumpaar kommt dem Geheimnis schneller auf die Spur als ihm lieb sein kann, denn nun geraten Anna und Charles selbst ins Visier des Killers ...

Die Autorin

Patricia Briggs, Jahrgang 1965, wuchs in Montana auf und interessiert sich seit ihrer Kindheit für Fantastisches. So studierte sie neben Geschichte auch Deutsch, denn ihre große Liebe gilt Burgen und Märchen. Neben erfolgreichen und preisgekrönten Fantasy-Romanen wie *Drachenzauber* und *Rabenzauber* widmet sie sich ihrer Mystery-Saga um Mercy Thompson. Nach mehreren Umzügen lebt die Bestsellerautorin heute gemeinsam mit ihrer Familie in Washington State.

Die MERCY-THOMPSON-Serie

Erster Roman: Ruf des Mondes

Zweiter Roman: Bann des Blutes

Dritter Roman: Spur der Nacht

Vierter Roman: Zeit der Jäger

Fünfter Roman: Zeichen des Silbers

Sechster Roman: Siegel der Nacht

Die ALPHA & OMEGA-Serie

Erster Roman: Schatten des Wolfes

Zweiter Roman: Spiel der Wölfe

Dritter Roman: Fluch des Wolfes



www.twitter.com/HeyneFantasy/SF

@HeyneFantasySF

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

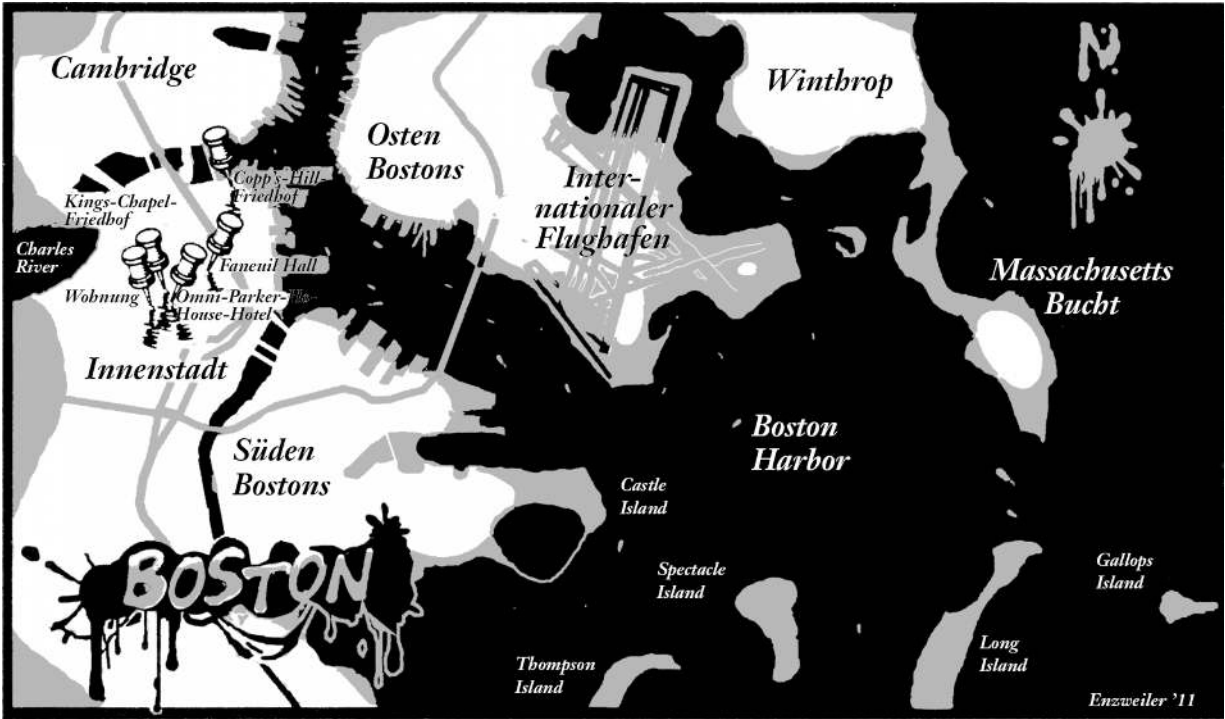
Titel der amerikanischen Originalausgabe
FAIR GAME
Deutsche Übersetzung von Vanessa Lamatsch

Deutsche Erstausgabe 02/2013
Redaktion: Kathrin Stachora
Copyright © 2012 Hurog, Inc.
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Covergestaltung: Animagic, Bielefeld
Karte: Michael Enzweiler
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN: 978-3-641-09417-1
V003

www.heyne.de

*Für all jene,
die im Dunkeln leben und gegen Monster kämpfen, damit wir anderen sicher
sind.*





Prolog

Es war einmal ein kleines Mädchen namens Leslie. In dem Jahr, in dem sie acht wurde, passierten in ihrem Leben zwei Dinge: Ihre Mutter verließ Leslie und ihren Vater, um mit einem Börsenmakler nach Kalifornien zu ziehen; und mitten in einem sensationellen Mordprozess enthüllte das sagenumwobene Feenvolk aus den Märchen der Welt seine Existenz. Von ihrer Mutter hörte Leslie nie wieder etwas, doch beim Feenvolk war das anders.

Als sie neun Jahre alt war, nahm ihr Vater eine Stelle in einer fremden Stadt an. Sie zogen aus dem Haus, in dem Leslie aufgewachsen war, in eine Wohnung in Boston, wo sie die einzigen Schwarzen in einer sonst ausschließlich weißen Nachbarschaft waren. Ihre Wohnung lag im obersten Stockwerk eines schmalen Hauses, das Mrs. Cullinan gehörte, die im Erdgeschoss wohnte. Mrs. Cullinan passte auf Leslie auf, während ihr Vater arbeitete, und ihre stillschweigende Unterstützung erleichterte es Leslie, mit den Nachbarskindern in Kontakt zu kommen, die auf Kekse oder Limonade zu Besuch kamen. Unter Mrs. Cullinans kompetenter Aufsicht lernte Leslie Häkeln, Stricken, Nähen und Kochen, während ihr Dad das Haus und den Rasen der alten Frau perfekt in Ordnung hielt.

Selbst als Erwachsene war Leslie sich nicht sicher, ob ihr Dad die alte Frau bezahlt hatte oder ob diese sie ohne Absprache unter ihre Fittiche genommen hatte. Das hätte sie Mrs. Cullinan durchaus zugetraut.

Als Leslie in der dritten Klasse war, verschwand ein kleiner Junge aus dem Kindergarten. In der vierten Klasse verschwand eine ihrer Klassenkameradinnen, ein Mädchen namens Mandy. Im selben Zeitraum wurden auch viele Haustiere vermisst – überwiegend Kätzchen und junge Hunde. Nichts davon hätte Leslies Aufmerksamkeit erregt, wäre nicht Mrs. Cullinan gewesen. Auf ihren täglichen Spaziergängen (Mrs. Cullinan nannte sie »Kontrollbummel« und gab offen zu, dass sie herausfinden wollte, was die Leute in der Nachbarschaft so trieben) hielt die alte Dame vor Suchplakaten an Laternenpfählen und Ladenfenstern an, um dann ein kleines Notizbuch herauszuziehen und alle Informationen abzuschreiben.

»Suchen wir nach verlorenen Tieren?«, fragte Leslie schließlich. Überwiegend lernte sie durch Beobachtung und nicht durch Fragen, da die Leute ihrer Erfahrung nach besser mit Worten logen als mit Taten. Aber sie hatte keine gute Erklärung dafür gefunden, was mit den vermissten Haustieren geschehen sein konnte, und schließlich musste sie doch versuchen, mithilfe von Worten dahinterzukommen.

»Es ist immer gut, die Augen offen zu halten.« Das war keine richtige Antwort, aber Mrs. Cullinan klang besorgt, also hakte Leslie nicht weiter nach.

Als Leslies Geburtstagswelpen – ein Mischling mit braunen Augen und großen Pfoten – plötzlich verschwand, presste Mrs. Cullinan die Lippen zusammen und verkündete: »Es ist Zeit, dem ein Ende zu machen!« Leslie war sich ziemlich sicher, dass ihre Vermieterin nicht wusste, dass sie sie gehört hatte.

Ein paar Tage später aßen Leslie, ihr Vater und Mrs. Cullinan gerade zu Abend, als eine schicke Limousine vor Miss Nellie Michaelsons Haus hielt. Aus den dunklen Tiefen des glänzenden Wagens stiegen zwei Männer in Anzügen und eine Frau mit einem weiß geblühten Kleid, das zu sommerlich und luftig wirkte, um zu ihren Begleitern zu passen. Die Männer waren für eine Beerdigung gekleidet, sie dagegen für ein Picknick im Park.

Leslies Vater und Mrs. Cullinan verließen den Tisch, um unverhohlen aus dem Fenster zu starren, während die drei Leute, ohne anzuklopfen, Miss Nellies Haus betraten.

»Was ...?« Der Gesichtsausdruck von Leslie's Vater wechselte in einem Augenblick von neugierig (niemand besuchte je Miss Nellie) zu grimmig, und er packte seinen Revolver und seine Dienstmarke. Doch Mrs. Cullinan stoppte ihn auf der vorderen Veranda.

»Nein, Wes«, sagte sie seltsam leidenschaftlich. »Nein. Sie gehören zum Feenvolk, und sie sind hier, um einen Schlamassel des Feenvolkes zu bereinigen. Lass sie tun, was nötig ist!«

Leslie, die um die Beine der Erwachsenen herumspähte, sah endlich, was die beiden so in Aufregung versetzt hatte: Die zwei Männer trugen Nellie aus ihrem Haus. Sie wehrte sich, und ihr Mund war weit aufgerissen, als würde sie schreien, doch kein Laut drang heraus.

Leslie hatte immer gefunden, dass Nellie mit ihren traurigen blauen Augen und ihrem weichen Mund aussah, als wäre sie ein Model oder ein Filmstar. Aber im Moment sah sie nicht hübsch aus. Sie schien nicht verängstigt – sondern wütend. Ihr wunderschönes Gesicht war zu einer hässlichen Grimasse verzogen, die so beängstigend wirkte, dass sie Leslie selbst noch als Erwachsene in ihren Albträumen verfolgen sollte.

Die Frau in dem luftigen Feenkleid, die zusammen mit den Männern gekommen war, verließ das Haus genau in dem Moment, in dem die Männer Nellie endlich auf den Rücksitz der Limousine geschoben hatten. Sie verschloss die Haustür hinter sich, dann sah sie auf und entdeckte, dass drei Leute sie beobachteten. Nach kurzem Zögern schlenderte sie über die Straße und über den Gehweg auf sie zu. Die Frau schien sich nicht schnell zu bewegen, doch kaum hatte Leslie auch nur realisiert, dass sie auf sie zusteuerte, öffnete sie auch schon das Gartentor.

»Und was genau beobachtet ihr eurer Meinung nach hier gerade?«, fragte sie sanft, doch etwas in ihrer Stimme sorgte dafür, dass Leslie's Vater die Pistole in seinem Holster entsicherte.

Mrs. Cullinan trat vor. Ihre Miene war so hart wie an dem Tag, als sie sich einer Gruppe Halbstarker gestellt hatte, die eine alte Frau für ein leichtes Opfer hielten. »Gerechtigkeit«, sagte sie mit derselben unterschwelligten Drohung in der Stimme, die dafür gesorgt hatte, dass sich die Jungs lieber nach anderer Beute umgesehen hatten. »Und werden Sie bloß nicht frech! Ich weiß, was Sie sind, und ich habe keine Angst vor Ihnen!«

Die seltsame Frau senkte in einer aggressiven Geste den Kopf, und ihre Schultern verspannten sich. Leslie trat hinter ihren Vater. Aber Mrs. Cullinans Antwort hatte die Aufmerksamkeit der Männer neben der Limousine erregt.

»Eve!«, rief einer der Männer leise, die Hand auf der offenen Autotür. Sein Akzent klang so deutlich irisch wie der von Mrs. Cullinan, seine Stimme voll und schön. Mühelos drang sie über die Straße, als handelte es sich um das einzige Geräusch weit und breit. »Komm zum Auto und leiste Gordie Gesellschaft, ja?« Selbst Leslie wusste, dass dies keine Bitte war.

Die Frau versteifte sich. Sie kniff die Augen zusammen, aber sie drehte sich um und ging. Nachdem sie seinen Platz am Auto eingenommen hatte, kam der Mann über die Straße.

»Sie müssen Mrs. Cullinan sein«, sagte er, sobald er nah genug für ein ruhiges Gespräch war. Er hatte eines dieser unauffällig gut aussehenden Gesichter, die in einer Menschenmenge nicht weiter herausstachen – bis auf die Augen. Egal, wie sehr sie sich bemühte, Leslie konnte sich nie daran erinnern, welche Farbe diese Augen hatten; nur daran, dass sie seltsam und wunderschön waren.

»Sie wissen, dass ich das bin«, entgegnete Mrs. Cullinan steif.

»Wir wissen zu schätzen, dass Sie uns angerufen haben, und ich würde Ihnen gern eine Belohnung hinterlassen.« Er hielt ihr eine Visitenkarte entgegen. »Einen Gefallen, wenn Sie ihn dringend brauchen.«

»Meine Belohnung besteht darin, dass die Kinder wieder sicher spielen können.« Sie stemmte die Hände in ihre Hüften und machte keinerlei Anstalten, dem Mann die Karte abzunehmen.

Er lächelte, ohne seine Hand zu senken. »Ich werde Ihnen nichts schuldig bleiben, Mrs. Cullinan.«

»Und ich bin nicht so dumm, ein Geschenk von den Feen anzunehmen!«, blaffte sie.

»Eine einmalige Belohnung«, beharrte er. »Etwas Kleines. Ich verspreche, dass Ihnen oder den Ihren kein absichtlicher Schaden zugefügt wird, solange ich lebe.« Dann fügte er mit schmeichelnder Stimme hinzu: »Kommen Sie! Ich kann nicht lügen. Wir leben in einer anderen Zeit, in der Ihre Art und unsere lernen müssen, zusammenzuleben. Sie hätten Ihre Vermutungen – die vollkommen

richtig waren – auch der Polizei darlegen können. Hätten Sie das getan, wäre sie nicht verschwunden, ohne noch viel mehr Kinder zu töten als nur die, die sie bereits entführt hatte.« Er seufzte und warf einen Blick über seine Schulter zu den getönten Scheiben der Limousine. »Es ist schwer, sich zu verändern, wenn man so alt ist, und unsere Nellie hatte schon immer die Angewohnheit, kleine Dinge zu fressen.«

»Weswegen ich Sie gerufen habe«, erklärte Mrs. Cullinan beherzt. »Ich wusste nicht, wer die Kleinen entführt hatte, bis ich vor zwei Tagen Nellie in unserem Hinterhof gesehen habe und am nächsten Morgen der Welpen dieses Kindes fehlte.«

Der Feenmann schaute zum ersten Mal Leslie an, aber sie war zu durcheinander, um seine Miene zu deuten. »Kleine Dinge fressen«, hatte der Mann gesagt. Und Welpen waren klein.

»Ah«, entfuhr es ihm nach einem langen Moment. »Kind, lass dir zum Trost gereichen, dass der Tod deines Welpen bedeutet, dass niemand sonst mehr durch ihre Untaten sterben wird. Kaum eine faire Entschädigung, das weiß ich, aber immerhin etwas.«

»Geben Sie es ihr!«, verlangte Mrs. Cullinan plötzlich. »Ihr Welpen ist tot. Geben Sie ihr die Belohnung! Ich bin eine krebskranke alte Frau; ich werde das nächste Jahr nicht mehr erleben. Geben Sie sie ihr!«

Der Feenmann musterte Mrs. Cullinan, dann ging er vor Leslie auf ein Knie. Sie umklammerte mit tränenüberströmtem Gesicht die Hand ihres Vaters. Sie wusste nicht, ob sie um ihren Welpen weinte oder um die alte Frau, die mehr eine Mutter für sie war, als ihre Mutter es je gewesen war – oder um sich selbst.

»Ein Geschenk für einen Verlust«, erklärte er. »Nimm das und benutze es, wenn du es am dringendsten brauchst.«

Leslie versteckte ihre freie Hand hinter dem Rücken. Der Mann versuchte, den Tod ihres Welpen durch ein Geschenk wiedergutzumachen, genauso wie die Leute es versucht hatten, nachdem ihre Mom gegangen war. Geschenke machten nichts besser. Ihrer Erfahrung nach traf sogar das Gegenteil zu. Der riesige Teddybär, den ihre Mama ihr am Abend ihres Auszuges gegeben hatte, saß ganz hinten in Leslies Schrank vergraben. Sie schaffte es einfach nicht, ihn wegzuwerfen, aber sie konnte ihn auch nicht anschauen, ohne dass ihr schlecht wurde.

»Mit dem hier kannst du ein Auto oder ein Haus bekommen«, erläuterte der Mann. »Geld für eine Ausbildung.« Er lächelte recht freundlich – und sah plötzlich vollkommen anders aus, irgendwie realer, als er weitersprach: »Oder um einen anderen Welpen vor Monstern zu retten. Du musst es dir einfach nur ganz fest wünschen und die Karte zerreißen.«

»Jeder Wunsch?«, fragte Leslie misstrauisch und nahm die Karte, eher weil sie nicht mehr im Fokus der Aufmerksamkeit dieses Mannes stehen, als dass sie die Karte besitzen wollte. »Ich will meinen Welpen wiederhaben.«

»Ich kann nichts und niemanden wieder zum Leben erwecken«, erklärte er ihr traurig. »Könnte ich es, würde ich es tun. Aber davon mal abgesehen, kann ich fast alles.«

Sie starrte auf die Karte in ihrer Hand. Jemand hatte nur ein Wort darauf geschrieben: GESCHENK.

Er stand auf. Dann lächelte er – ein so fröhliches, strahlendes Lächeln, wie sie es noch nie gesehen hatte. »Und, Miss Leslie«, ergänzte er, obwohl er ihren Namen gar nicht hätte kennen dürfen, »nicht einfach mehr Wünsche wünschen! So funktioniert es nicht.«

Sie hatte sich gerade gefragt ...

Der seltsame Mann drehte sich zu Mrs. Cullinan um, nahm ihre Hand und küsste sie. »Sie sind eine Dame von seltener Schönheit, schneller Auffassungsgabe und großzügigem Geist.«

»Ich bin eine neugierige alte Vettel, die sich überall einmischt«, erwiderte sie, aber Leslie merkte, dass sie trotzdem erfreut war.

Als Erwachsene bewahrte Leslie die Visitenkarte, die der Feenmann ihr gegeben hatte, hinter ihrem Führerschein auf. Sie war noch so frisch und sauber wie an dem Tag, als sie sie bekommen hatte. Zur großen Überraschung ihrer Ärzte verschwand Mrs. Cullinans Krebs auf wundersame Weise, und sie starb erst zwanzig Jahre später im Alter von vierundneunzig Jahren in ihrem eigenen Bett. Leslie vermisste sie immer noch.

Sie hatte an jenem Tag zwei wertvolle Dinge über das Feenvolk gelernt: Sie waren mächtig und charmant – und sie fraßen Kinder und Welpen.



1

Geh nach Hause!«, knurrte Bran Cornick Anna an. Niemand, der ihn so sah, vergaß je, was hinter der freundlichen Fassade des Marrok lauerte. Aber nur dumme – oder verzweifelte – Leute riskierten es, seinen Zorn herauszufordern, und damit auch das Monster hinter der Maske des netten Kerls. Anna war verzweifelt.

»Wenn du mir versicherst, dass du meinen Ehemann nicht mehr rufen wirst, damit er Leute umbringt«, erklärte Anna verbissen. Sie schrie nicht, sie brüllte nicht, sie konnte jedoch auch nicht einfach aufgeben.

Offensichtlich hatte sie ihn bis an die äußersten Grenzen seiner Geduld und seines zivilisierten Verhaltens getrieben. Er schloss die Augen, wandte den Kopf ab und forderte sie sehr freundlich auf: »Anna. Geh nach Hause und beruhige dich!« Was er meinte, war, dass sie nach Hause gehen sollte, damit er selbst sich beruhigen konnte. Bran war Annas Schwiegervater, ihr Alpha und außerdem der Marrok, der alle Werwolfrudel in diesem Teil der Welt allein durch seinen Willen regierte.

»Bran ...«

Mit der Kontrolle über seine Wut verlor er auch die Kontrolle über seine Macht. Die fünf anderen Wölfe im Raum, die sich neben Anna im Wohnzimmer seines Hauses aufhielten, ließen sich zu Boden fallen,

selbst Brans Gefährtin Leah. Sie senkten ihre Köpfe und legten sie leicht schräg, um ihm ihre Kehlen darzubieten.

Bran machte keine drohende Geste, doch dass sie sich so schnell unterwarfen, bewies seine Wut und Dominanz. Nur Anna blieb, ein wenig überrascht über ihre eigene Kühnheit, auf den Beinen. Als Anna misshandelt und unterworfen nach Aspen Creek gekommen war, hätte sie sich schon für eine Woche in einer Ecke verkrochen, wenn jemand sie nur angeschrien hätte.

Sie suchte Brans Blick und fletschte leicht die Zähne, als die Welle seiner Macht wie eine Frühlingsbrise über sie hinwegwehte. Nicht dass sie keine Angst hatte, aber nicht vor Bran. Er würde sie niemals verletzen, das wusste sie, egal was ihr Stammhirn ihr einreden wollte.

Sie hatte panische Angst um ihren Gefährten. »Du irrst dich«, erklärte Anna ihm. »Du liegst falsch, falsch, falsch! Und du bist entschlossen, das nicht einzusehen, bis er über jede Heilung hinaus zerstört ist.«

»Werde erwachsen, kleines Mädchen!«, knurrte Bran, und jetzt waren seine Augen – in denen langsam ein heller Goldton das Haselnussbraun verdrängte – auf sie gerichtet und nicht mehr auf den Kamin in der Wand. »Das Leben ist kein Zuckerschlecken, und jemand muss die harten Aufgaben erledigen. Du wusstest, was Charles ist, als du ihn geheiratet und als deinen Gefährten angenommen hast.«

Er versuchte, es darzustellen, als ginge es um sie, damit er nicht auf sie hören musste. Er konnte nicht so blind sein! Es war seine Sturheit. Und deswegen machte sein Versuch, die Diskussion zu verschieben – wo es überhaupt keine Diskussion geben sollte –, Anna einfach nur wütend.

»Jemand hier benimmt sich wie ein Kind, aber ich bin es nicht!«, knurrte sie zurück.

Brans nächstes Knurren kam ohne Worte.

»Anna, halt den Mund!«, flüsterte Tag drängend. Sein großer Körper lag auf dem Boden, und seine roten Dreadlocks bissen sich mit dem Kastanienbraun des Perserteppichs. Er war ihr Freund, und überwiegend vertraute sie dem Urteil des Berserkers. Unter anderen Umständen hätte sie auf ihn gehört, aber im Moment hatte sie Bran wütend genug gemacht, dass er nicht mehr sprach – also konnte sie ein paar Worte sagen, um zu ihm durchzudringen.

»Ich kenne meinen Gefährten«, setzte sie an, »besser als du. Er wird *zerbrechen*, bevor er dich enttäuscht oder seine Pflicht vernachlässigt. Du musst damit aufhören, weil er es nicht kann!«

Brans nächste Worte waren nichts als ein dumpfes Flüstern. »Mein Sohn wird sich weder verbiegen noch wird er zerbrechen! Er hat seine Aufgabe schon ein Jahrhundert lang erledigt, bevor du überhaupt geboren wurdest, und er wird sie auch in einem weiteren Jahrhundert noch erfüllen!«

»Seine Aufgabe bestand darin, Gerechtigkeit zu üben«, sagte Anna. »Das konnte er, selbst wenn es bedeutete, Leute zu töten. Aber jetzt ist er nichts weiter als ein Meuchelmörder. Seine Beute klammert sich reumütig an seine Beine. Sie weinen und flehen um Mitleid, das er ihnen nicht erweisen darf. Es zerstört ihn!«, schloss sie schonungslos. »Und ich bin die Einzige, die das bemerkt.«

Bran zuckte zusammen. Und zum ersten Mal ging Anna auf, dass Charles nicht der Einzige war, der unter den neuen, härteren Regeln litt, nach denen die Werwölfe nun leben mussten.

»Hoffnungslose Zeiten«, entgegnete Bran grimmig, und Anna hoffte inständig, dass sie zu ihm durchgedrungen war. Doch dann schüttelte er den Moment der Schwäche ab und verkündete: »Charles ist stärker, als du ihm zubilligst. Du bist ein dummes kleines Mädchen, das nicht so viel weiß, wie es denkt. Geh nach Hause, bevor ich etwas tue, was ich später bereuen werde! Bitte!«

Die kurze Pause vor dem letzten Wort verriet ihr, dass es sinnlos war. Bran wusste es. Er verstand es, und er hoffte entgegen aller Hoffnung, dass Charles durchhielt. Ihre Wut verpuffte und ließ ... Verzweiflung zurück.

Für einen langen Moment sah Anna ihrem Alpha direkt in die Augen, dann erkannte sie ihre Niederlage an.

Anna wusste genau, wann Charles vorfuhr. Er kam aus Minnesota, wo er sich um ein Problem gekümmert hatte, das der dortige Rudelführer nicht hatte lösen können. Selbst wenn sie das Motorengeräusch des Lasters nicht gehört hätte, die Magie, die jeden Wolf mit seinem Gefährten verband, hätte ihr verraten, dass Charles zu Hause war. Das jedoch war alles, was ihre Verbindung ihr verriet – seine Seite des

Bandes war so undurchlässig, wie er sie nur abschirmen konnte, und das sagte einiges mehr über seinen seelischen Zustand aus, als er wahrscheinlich preisgeben wollte.

An der Art, wie er nichts zu Anna durchdringen ließ, konnte sie ablesen, dass es wieder eine schlimme Reise gewesen war, auf der er zu viele Leute tot zurückgelassen hatte. Vermutlich Leute, die er nicht hatte töten wollen.

In letzter Zeit war jede Reise schlimm gewesen.

Zuerst hatte sie helfen können, aber dann hatten sich die Regeln verändert. Nachdem die Werwölfe dem Rest der Welt ihre Existenz offenbart hatten, bedeutete die neue öffentliche Aufmerksamkeit, dass es nur unter außergewöhnlichen Umständen eine zweite Chance für die Wölfe gab, die sich nicht an die von Bran aufgestellten Gesetze hielten. Anna hatte Charles weiterhin auf seinen Reisen begleitet, weil sie ihn nicht allein leiden lassen wollte. Aber als sie Albträume bekam, in denen sie immer wieder den Mann sah, der in schweigendem Flehen vor ihr auf die Knie gefallen war, ließ ihr Gefährte nicht mehr zu, dass sie mitkam.

Sie war eigensinnig und betrachtete sich selbst gern als tough. Sie hätte ihn umstimmen oder ihm einfach heimlich folgen können. Aber Anna hatte sich nicht gegen Charles' Beschluss aufgelehnt, weil sie erkannt hatte, dass sie ihm seinen Job nur erschwerte. Er hielt sich für ein Monster und konnte nicht glauben, dass sie die Tode bezeugen wollte, deren Bote er war.

Also ging Charles allein jagen – wie er es schon seit hundert Jahren oder länger tat, wie sein Vater betont hatte. Seine Jagd endete immer erfolgreich – und symbolisierte gleichzeitig auch ein Scheitern. Er war dominant; er wurde von dem tiefsitzenden Drang getrieben, die Schwachen zu beschützen. Paradoxerweise beinhaltete das auch die Wölfe, die er töten sollte. Wenn die hinzurichtenden Wölfe starben, starb ein Teil von Charles mit ihnen.

Bevor Bran sie in die Öffentlichkeit geführt hatte, hatten die jungen Wölfe – diejenigen, die seit weniger als zehn Jahren verwandelt waren – mehrere Chancen bekommen, wenn ihre Vergehen auf einem Kontrollverlust beruhten. Bei anderen wurden mildernde Umstände in Betracht gezogen, die ihre Strafe herabsetzten. Aber jetzt wusste die

Öffentlichkeit von ihnen, und niemand durfte erfahren, wie gefährlich die Werwölfe wirklich waren.

Die Aufgabe, normale Gerechtigkeit zu üben, oblag dem Alpha des Rudels. Früher hatte Charles nur ein paarmal im Jahr losziehen müssen, um sich um die Probleme zu kümmern, die über das Normalmaß hinausgingen. Viele der Alphas waren unzufrieden mit den neuen, harten Gesetzen, und so musste sich Bran, und damit Charles, immer mehr um die Vollstreckung der Regeln kümmern. Inzwischen reiste Charles ungefähr zwei- oder dreimal im Monat durchs Land, und das belastete ihn.

Anna konnte fühlen, dass Charles inzwischen im Haus stand, also legte sie ein wenig mehr Leidenschaft in ihre Musik und rief ihn mit dem süßen Klang des Cellos, das sein erstes Weihnachtsgeschenk an sie gewesen war.

Wenn sie nach oben ginge, würde er sie ernst begrüßen, um ihr dann zu sagen, dass er mit seinem Vater reden müsste, und das Haus wieder verlassen. Er käme ungefähr einen Tag später zurück, nachdem er in den Bergen als Wolf herumgelaufen war. Aber eigentlich kehrte Charles nie mehr ganz zu ihr zurück.

Es war einen Monat her, dass er sie zum letzten Mal berührt hatte. Sechs Wochen und vier Tage, seit er sie zum letzten Mal geliebt hatte, das letzte Mal vor der letzten Reise, auf die er sie mitgenommen hatte. Das hätte sie auch Bran erzählt, wenn er nicht diesen »Werde erwachsen, kleines Mädchen«-Kommentar von sich gegeben hätte. Wahrscheinlich hätte sie es Bran trotzdem sagen sollen, aber sie hatte aufgegeben, ihn zur Einsicht bringen zu wollen.

Stattdessen hatte sie sich entschlossen, etwas anderes zu versuchen.

Sie befand sich im Musikzimmer, das Charles ihr im Keller eingerichtet hatte, während er im Erdgeschoss blieb. Statt mit Worten zu ihm durchdringen zu wollen, ließ sie ihr Cello für sich sprechen. Voll und warm glitten die Töne aus ihrem Bogen und schwebten die Treppe hinauf. Nach einem Moment hörte sie, wie die Stufen unter seinem Gewicht knarrten. Sie atmete erleichtert auf. Musik war etwas, das sie verband.

Ihre Finger tanzten für ihn über die Saiten, lockten ihn zu ihr, aber im Türrahmen hielt er an. Sie konnte seinen Blick fühlen, er sprach jedoch

kein Wort.

Anna wusste, dass ihr Gesicht friedlich und kühl wirkte, wann immer sie ihr Cello spielte – das Ergebnis von übermäßiger Übung unter einem Cello-Lehrer, der ihr erklärt hatte, dass sich auf die Lippen zu beißen und das Gesicht zu verziehen jedem Jurymitglied verriet, dass sie sich anstrengen musste. Ihre Gesichtszüge waren nicht gleichmäßig genug, um sie als wahre Schönheit bezeichnen zu können, aber sie war auch nicht hässlich, und heute hatte sie ein paar Make-up-Tricks eingesetzt, um ihre Sommersprossen zu verbergen und ihre Augen zu betonen.

Annas Finger berührten die Saiten und zitterten, um den Klang des Cellos auf den längeren Tönen mit einem Vibrato zu versehen. Sie hatte ihr Spiel mit einem Teil aus Pachelbels *Kanon in D-Dur* begonnen, den sie grundsätzlich zum Aufwärmen spielte oder wenn sie sich noch nicht sicher war, was sie wirklich spielen wollte. Sie dachte darüber nach, zu etwas Anspruchsvollerem zu wechseln, aber Charles lenkte sie zu sehr ab. Außerdem versuchte sie ja nicht, ihn zu beeindrucken, sondern ihn zu verführen, damit er sich helfen ließ. Also brauchte Anna ein Stück, das sie spielen konnte, während ihre Gedanken bei Charles waren.

Wenn sie Bran nicht dazu bringen konnte, ihren Gefährten nicht mehr zum Töten zu schicken, gelang es ihr vielleicht, Charles zu überzeugen, dass er sich von ihr dabei helfen ließ, die Folgen dieser Einsätze zu verarbeiten. Vielleicht würde ihnen das ein wenig Zeit erkaufen, bis sie den richtigen Baseballschläger – oder Bowlingkegel – fand, um seinem Vater ein wenig Verstand einzuprügeln.

Sie warf ihm einen kurzen Blick zu. Sein Salish-Erbe verlieh ihm eine wunderbar dunkle Haut und ein (in ihren Augen) exotisches Gesicht, während sich das walisische Erbe seines Vaters nur subtil zeigte: in der Form seines Mundes oder der Wölbung seines Kinns. Doch es war seine Arbeit, nicht seine Herkunft, die sein Gesicht zu einer ausdruckslosen Maske erstarren ließ und seine Augen kalt und hart machte. Seine Pflichten hatten an ihm genagt, bis nichts zurückgeblieben war als Muskeln, Knochen und Anspannung.

Sie verließ Pachelbel mit einer improvisierten Überleitung, um die Tonart von D zu G zu wechseln, dann spielte sie die Einleitung zu Bachs *Cello-Suite I*. Nicht dass das ein einfaches Stück gewesen wäre,

aber sie hatte es in der Highschool auf einem Konzert gespielt, also beherrschte sie es noch im Schlaf. Während Annas Finger sich wie von allein bewegten, erlaubte sie sich nicht, Charles noch einmal anzusehen, egal wie sehr sie sich nach seinem Anblick verzehrte. Stattdessen starrte sie das Ölgemälde eines schlafenden Luchses an, während er sie beobachtete. Wenn sie ihn dazu bringen könnte, sich ihr zu nähern, endlich damit aufzuhören, sie vor seiner Aufgabe beschützen zu wollen ...

Und dann vermasselte sie alles.

Sie war eine Omega-Wölfin. Das bedeutete nicht nur, dass sie die einzige Person auf dem Kontinent war, deren Wolf es ihr erlaubte, sich dem Marrok zu stellen, wenn er wütend war, sondern auch, dass sie generell eine magische Begabung besaß, wölfische Temperamente zu beruhigen. Egal ob sie das wollten oder nicht. Es fühlte sich falsch an, anderen ihren Willen aufzuzwingen, und sie versuchte, es nur dann zu tun, wenn die Situation nichts anderes zuließ. In den letzten paar Jahren hatte Anna gelernt, wann und wie sie ihre Fähigkeiten am besten einsetzte. Aber ihr Wunsch, Charles wieder glücklich zu sehen, durchbrach die Barriere ihrer hart errungenen Kontrolle, als gäbe es sie gar nicht.

In einem Moment spielte sie mit ihrem gesamten Selbst für ihn, konzentrierte sich nur auf ihn – und im nächsten streckte sich ihre Wölfin und beruhigte Charles' Wolf, ließ ihn einschlafen, sodass nur noch die menschliche Hälfte zurückblieb ... Charles drehte sich wortlos um und ging entschlossen davon. Er, der vor nichts und niemandem floh, verließ ihr gemeinsames Haus durch die Hintertür.

Anna legte ihren Bogen weg und stellte ihr Cello wieder auf den Ständer. Charles würde für Stunden nicht wiederkommen, vielleicht sogar einige Tage nicht. Die Musik hatte nicht gewirkt, wenn der einzige Teil, der davon angezogen wurde, Charles' Wolf war.

Auch Anna verließ das Haus. Der Drang, etwas zu tun, nahm in ihr so stark zu, dass sie ohne echtes Ziel durch die Gegend fuhr. Entweder sie tat das, oder sie würde weinen. Und sie weigerte sich, zu weinen. Vielleicht konnte sie noch einmal zu Bran gehen. Doch als sie die Abzweigung zu seinem Haus erreichte, fuhr sie daran vorbei.

Wahrscheinlich war Charles zu Bran unterwegs, um ihm zu erzählen, was er für die Wölfe dieser Welt getan hatte – und es wäre ... unangenehm, ihm zu folgen, als würde sie ihn jagen. Außerdem hatte sie bereits mit Bran gesprochen. Er wusste, was mit seinem Sohn geschah; sie wusste, dass er es wusste. Wie Charles selbst wog er das Leben der gesamten Art gegen die Möglichkeit ab, dass Charles unter der Belastung seiner notwendigen Aufgaben zerbrechen würde, und hielt das Risiko für akzeptabel.

Also fuhr Anna durch die Stadt, bis sie am anderen Ende ein großes Glashaus am Waldrand erreichte. Sie hielt neben einem großen Willys-Jeep und marschierte los, um Hilfe zu suchen.

Viele Wölfe nannten ihn den Mohren – was er nicht mochte, weil er fand, es hätte etwas Vampirisches, einen Teil einer Person zu nehmen und sie darauf zu reduzieren. Sein Gesicht und seine Haut zeigten sein nordafrikanisches Erbe, aber Anna stimmte ihm zu, dass das sicherlich nicht sein gesamtes Sein ausmachte. Er sah sehr gut aus, war sehr alt, extrem tödlich – und im Moment topfte er Geranien um.

»Asil«, setzte sie an.

»Ruhig!«, unterbrach er Anna. »Belästige meine Pflanzen nicht mit deinen Problemen, bevor sie nicht sicher in ihren neuen Töpfen stecken! Mach dich nützlich, und schneide die Rosen an der Wand!«

Sie schnappte sich einen Korb und fing an, verblühte Rosen abzuzupfen. Man konnte nicht mit Asil reden, bevor er nicht mit dem fertig war, was er gerade vorhatte – ob es nun darum ging, sie zu beruhigen, bevor sie sich unterhielten, eine kostenlose Arbeitskraft zu gewinnen oder einfach nur schweigend seine Arbeit zu tun. So wie sie Asil kannte, konnten es auch alle drei Dinge gleichzeitig sein.

Anna arbeitete ungefähr zehn Minuten, bevor sie ungeduldig wurde und nach einer Rosenknospe griff, weil sie wusste, dass er immer ein Auge auf jeden hatte, der mit seinen kostbaren Blumen beschäftigt war.

»Erinnerst du dich an die Geschichte von der Schönen und dem Biest?«, fragte Asil sanft. »Mach nur! Nimm dir diese kleine Blüte. Schau, was dann passiert!«

»*Die Schöne und das Biest* ist ein französisches Märchen, und du bist nur Spanier«, erklärte Anna ihm, ließ aber gleichzeitig die Knospe los. Der

Vater der Schönen hatte eine Blüte gestohlen und teuer dafür bezahlt.
»Und auf keinen Fall bist du ein verzauberter Prinz.«

Er säuberte sich die Hände und drehte sich mit einem leisen Lächeln zu ihr um. »Tatsächlich bin ich das sogar. Kommt auf die Definition von ›Prinz‹ an.«

»Hah!«, machte Anna. »Die arme Belle würde dein hübsches Gesicht küssen, und dann, puff, wärest du ein Frosch!«

»Ich glaube, du bringst da verschiedene Märchen durcheinander«, entgegnete Asil. »Aber selbst als Frosch würde ich nicht enttäuschen. Bist du hergekommen, um über Märchen zu sprechen, *querida*?«

»Nein.« Sie seufzte und setzte sich auf einen Arbeitstisch neben eine Reihe kleiner Töpfe, aus denen jeweils ein einzelnes erbsengroßes Blatt spross. »Ich bin hier, um deinen Rat in Bezug auf Biester einzuholen. Vor allem, um Informationen über das Biest einzuholen, das uns alle beherrscht. Da komme ich natürlich zu dir. Bran muss aufhören, Charles loszuschicken, damit er tötet. Es zerstört ihn!«

Asil setzte sich auf den Tisch ihr gegenüber und sah sie über den schmalen Gang hinweg an. »Du weißt, dass Charles fast zweihundert Jahre lang gelebt hat, ohne dass du dich um ihn gekümmert hast, ja? Er ist keine zerbrechliche Blüte, die deine sanfte Berührung braucht, um zu überleben.«

»Er ist auch kein Killer!«, blaffte Anna.

»Da möchte ich widersprechen.« Als sie ihn anknurrte, breitete Asil friedfertig die Hände aus. »Die Ergebnisse sprechen für sich. Ich bezweifle, dass es noch andere Wölfe gibt, die so viele andere Werwölfe getötet haben – bis auf gerade Anwesende natürlich.« Er deutete mit einer bescheidenen Geste auf sich selbst, was viel über seine schauspielerischen Fähigkeiten aussagte, denn Asil war alles andere als bescheiden.

Anna schüttelte den Kopf und ballte vor Frust ihre Hände zu Fäusten.
»Ist er nicht! Zu töten tut ihm weh. Aber er sieht es als notwendig ...«

»Was es ist«, murmelte Asil gönnerhaft.

»Schön«, stimmte sie scharf zu. Sie hörte das Knurren in ihrer Stimme, konnte es aber nicht kontrollieren. Der vollkommene Reinfall bei Bran hatte sie gelehrt, dass sie ruhig bleiben musste, wenn sie alte, dominante Wölfe von irgendetwas überzeugen wollte. »Ich weiß, dass

es notwendig ist. Natürlich ist es notwendig! Charles könnte niemanden töten, wenn er es *nicht* für notwendig hielte. Und Charles ist der Einzige, der dominant genug ist, um diesen Job zu erledigen, ohne gleichzeitig Alpha zu sein, was Ärger mit den Alphas der Reviere hervorriefe, die er betreten muss. Schön. Das bedeutet nicht, dass er so weitermachen kann. »Notwendig« heißt nicht automatisch »möglich«.«

Asil seufzte: »Frauen!« Wieder seufzte er theatralisch. »Ruhig, Kind! Ich verstehe. Du bist eine Omega, und Omegas sind in Bezug auf den Schutz ihres Gefährten noch schlimmer als Alphas. Aber dein Gefährte ist sehr stark.« Bei den letzten Worten verzog er das Gesicht, als hätte er einen bitteren Geschmack im Mund. Anna wusste, dass Asil nicht gut mit Charles zurechtkam, aber dominante Wölfe hatten dieses Problem untereinander häufig. »Du musst einfach nur ein wenig Vertrauen in ihn haben.«

Anna sah ihm direkt in die Augen. »Er nimmt mich nicht mehr mit, wenn er auf Reisen geht. Als er diesen Nachmittag nach Hause kam, habe ich seinen Wolf schlafen geschickt, und sobald der Wolf ruhig war, ist er ohne ein Wort gegangen.«

»Hast du erwartet, dass das Leben mit einem Werwolf einfach sein würde?« Asil runzelte die Stirn. »Du kannst nicht alles heilen. Das habe ich dir erklärt. Omega zu sein, macht dich nicht zu Allah.« Asils vor langer Zeit gestorbene Gefährtin war eine Omega gewesen. Er hatte Anna alles beigebracht, was sie jetzt darüber wusste, und anscheinend glaubte er, das verleihe ihm den Posten des Ersatzvaters. Oder vielleicht behandelte er auch einfach jeden so von oben herab. »Omega bedeutet nicht grenzenlose Macht. Charles ist ein eiskalter Killer – frag ihn doch selbst! Und das wusstest du, als du ihn geheiratet hast. Du solltest aufhören, dir Sorgen um ihn zu machen und stattdessen anfangen, darüber nachzudenken, wie du mit der Situation klarkommen willst, in die du dich gebracht hast.«

Anna starrte ihn an. Sie wusste, dass er und Charles nicht gerade enge Freunde waren. Aber sie hatte nicht geahnt, dass Asil Charles nicht im Geringsten kannte, dass auch er nur die Fassade sah, die Charles der Welt präsentierte.

Asil war ihre letzte, verzweifelte Hoffnung gewesen. Sie rutschte langsam vom Tisch, wandte ihm den Rücken zu und ging

niedergeschlagen und verzweifelt zur Tür. Sie wusste einfach nicht, wie sie ihm, wie sie *Bran* deutlich machen sollte, wie die Dinge wirklich standen. Bran war derjenige, der zählte. Nur er konnte Charles zu Hause halten. Sie hatte darin versagt, ihren Schwiegervater zu überzeugen, und gehofft, dass Asil ihr dabei helfen könnte.

Draußen war es noch für ein paar Stunden hell, aber Anna spürte bereits den Druck des zunehmenden Mondes. Sie öffnete die Tür, dann drehte sie sich noch einmal zu Asil um. »Ihr seht ihn alle falsch – du und Bran und alle anderen. Er *ist* stark, aber niemand ist *so* stark. Er hat seit Monaten kein Instrument berührt und nicht einmal eine einzige Note gesungen.«

Asil riss den Kopf hoch und musterte sie einen Moment, womit er bewies, dass er doch zumindest ein wenig über ihren Ehemann wusste.

»Vielleicht«, lenkte er mit einem Stirnrunzeln ein und stand langsam auf. »Vielleicht hast du recht. Sein Vater und ich sollten uns einmal unterhalten.«

Asil betrat das Haus des Marrok, ohne zu klopfen. Bran hatte nie protestiert, und jeder andere Wolf hätte vielleicht geglaubt, dass er es einfach nicht bemerkte. Asil wusste, dass Bran alles bemerkte und aus welchen Gründen auch immer beschlossen hatte, ihm diesen kleinen Akt des Widerstands zu erlauben. Und *das* reichte fast aus, um Asil an die Tür klopfen und warten zu lassen, bis er hereingebeten wurde. Fast.

Leah saß auf der Couch im Wohnzimmer vor dem riesigen Fernseher und schaute sich irgendeinen Film an. Sie sah auf, als er vorbeiging, machte sich aber nicht die Mühe, zu lächeln, während aus dem Surround-Sound-System die schrillen Schreie einer Frau erklangen. Als Asil nach Montana gekommen war, hatte Leah mit ihm geflirtet – die Gefährtin seines Alphas, die es hätte besser wissen müssen. Er hatte es ihr ein Mal erlaubt, aber beim zweiten Mal hatte er ihr beigebracht, keine Spielchen mit ihm zu treiben.

Also saß sie auf der Couch und starrte ihn für einen Moment böse an, bevor sie den Blick abwandte, als langweilte er sie. Sie wussten jedoch beide, dass er ihr in Wirklichkeit Angst machte. Asil schämte sich deswegen ein bisschen, aber nur, weil er wusste, dass seine Gefährtin – sie war schon lange tot, aber er liebte sie noch immer – von ihm

enttäuscht wäre. Leah Angst einzujagen war einfacher und befriedigender gewesen, als sie einfach nur wissen zu lassen, dass ihre Flirterei nicht willkommen war und ihr auch nichts von dem einbringen würde, was sie wollte.

Hätte er damals nicht erwartet, dass der Marrok ihn schon bald hinrichten würde – schließlich war das der Grund gewesen, warum er zum Montana-Rudel gekommen war –, hätte er sie vielleicht nicht so gründlich verängstigt. Trotzdem war er nicht unglücklich darüber, dass Leah ihn so weit wie möglich ignorierte – und auch weniger unglücklich darüber, dass der Marrok ihn nicht getötet hatte. Asil hatte festgestellt, dass ihn das Leben immer noch überraschen konnte, also war er bereit, eine Weile länger zu bleiben.

Er folgte dem leisen Geräusch von Stimmen zum Arbeitszimmer des Marroks, um anzuhalten, als ihm klar wurde, dass es sich bei dem Mann, der mit dem Marrok sprach, um Charles handelte. Wäre es jemand anders gewesen, hätte er gestört und stillschweigend erwartet, dass der rangniedrigere Wolf – und rangniedriger waren sie alle – sich zurückzog.

Asil runzelte die Stirn und versuchte zu entscheiden, ob es besser war, das Gespräch mit oder ohne Charles im Raum zu führen. Die Strategie war wichtig. Dominante Wölfe, wie er und Bran es waren, konnten zu nichts gezwungen werden. Man konnte sie nur überzeugen.

Letztendlich entschied er sich für ein Gespräch unter vier Augen und ging weiter zur Bibliothek, wo er eine Ausgabe von *Ivanhoe* fand und noch einmal die ersten Kapitel las.

»Romantisches Geschwafel«, sagte Bran vom Türrahmen aus. Zweifellos hatte er Asil gewittert, sobald dieser am Arbeitszimmer vorbeigelaufen war. »Und aus historischer Sicht ziemlich löchrig.«

»Ist daran irgendetwas falsch?«, fragte Asil. »Romantik ist gut für die Seele. Heldentaten, Aufopferungsbereitschaft und Hoffnung.« Er hielt inne. »Der Drang zweier unterschiedlicher Menschen, zu einem Ganzen zu werden. Scott hat es nicht auf historische Korrektheit angelegt.«

»Das ist auch gut so«, grummelte Bran und setzte sich auf das Sofa gegenüber von Asil, »weil er es nicht geschafft hat.«

Asil las weiter. Diese »Befragungstechnik« hatte er oft bei Bran beobachtet, und er ging davon aus, dass der alte Wolf sie erkennen würde.

Bran schnaubte amüsiert und gab nach, indem er das Gespräch eröffnete: »Also, was führt dich heute Nachmittag hierher? Ich gehe nicht davon aus, dass es das plötzliche Bedürfnis war, Sir Walters schneidigen Ritterroman zu lesen.«

Asil schloss das Buch und schielte unter gesenkten Wimpern zu seinem Alpha hinüber. »Nein. Aber es geht um Romantik, Aufopferungsbereitschaft und Hoffnung.«

Bran warf den Kopf zurück und stöhnte. »Du hast dich mit Anna unterhalten! Wenn ich gewusst hätte, wie nervig es ist, eine Omega im Rudel zu haben, die sich mir nicht unterwirft, hätte ich ...«

»Sie in die Unterwerfung geprügelt?«, murmelte Asil verschlagen. »Sie ausgehungert und gequält und wie Dreck behandelt, damit sie ihre eigene Natur niemals verstehen lernt?«

Betretenes Schweigen breitete sich aus.

Asil schenkte Bran ein böses Lächeln. »Ich weiß es besser. Du hättest sie noch zweimal schneller gebeten, hierherzukommen. Es ist gut für dich, jemanden zu haben, der nicht immer nachgibt. Oh, die frustrierende Freude, eine Omega um sich zu haben! Ich erinnere mich gut daran.« Sein Lächeln wurde breiter, als ihm klar wurde, dass er einst geglaubt hatte, nie wieder lächeln zu können, wenn er sich an seine Gefährtin erinnerte. »Unendlich irritierend, aber gut für dich. Sie ist auch gut für Charles.«

Brans Miene versteinerte sich.

»Anna hat mich besucht«, fuhr Asil fort, während er Bran genau beobachtete. »Ich habe ihr gesagt, dass sie endlich erwachsen werden muss. Sie hat ›in guten wie in bösen Tagen‹ geschworen. Sie muss endlich verstehen, dass Charles eine harte Aufgabe zufällt, und dass er manchmal Zeit braucht, um damit zurechtzukommen.« Das war nicht genau das, was er ihr erklärt hatte, aber wahrscheinlich hatte Bran ihr genau das erzählt. Die ausdruckslose Miene seines Alpha verriet ihm, dass er ins Schwarze getroffen hatte.

»Ich habe ihr gesagt, dass sie die größeren Zusammenhänge nicht sieht«, fuhr Asil mit aufgesetzter Ernsthaftigkeit fort. »Charles ist der

Einzigste, der diese Aufgabe erledigen kann – und ich habe ihr auch klargemacht, dass diese Aufgabe nie wichtiger war als jetzt, wo die Augen der Welt auf uns gerichtet sind. Es ist nicht einfach, Todesfälle durch Geschichten über wilde Hunde oder Aasfresser zu vertuschen, die an der Leiche genagt haben, nachdem die Person an etwas anderem gestorben ist. Jetzt nicht mehr. Die Polizei hält Ausschau nach Anzeichen dafür, dass die Killer Werwölfe sind, und das können wir uns nicht leisten. Ich habe Anna gesagt, dass sie endlich erwachsen werden und die Realität akzeptieren muss.«

Die Muskeln an Brans Kinn zuckten. Asil hatte schon immer ein Talent besessen, Stimmen zu imitieren, und bei den letzten Sätzen hatte er Bran fast perfekt nachgeahmt.

»Also hat sie aufgegeben«, sprach Asil weiter, jetzt wieder mit seiner eigenen Stimme. »Sie ging, während ich in dem zufriedenen Wissen zurückblieb, dass sie ein schwaches Weibchen ist, das sich mehr Sorgen um ihren Gefährten macht als um das Wohl aller. So wie Frauen auch sein sollten. Es ist eigentlich nicht fair, ihnen Vorwürfe zu machen, wenn es uns stört.«

Bran schenkte ihm einen kühlen Blick, daher wusste Asil, dass er ihn mit dieser letzten Bemerkung hart getroffen hatte.

Asil lächelte reumütig und streichelte das Buch in seiner Hand. »Dann, *viejito*, hat sie mir erzählt, dass es Monate her ist, seitdem er das letzte Mal musiziert hat, egal auf welche Weise. Wann ist zuletzt ein Tag vergangen, an dem Charles nicht eine Melodie gesummt oder auf seiner Gitarre gespielt hätte?«

Bran wirkte schockiert. Das hatte er nicht gewusst. Er stand auf und fing an, durch den Raum zu tigern.

»Es ist eine Notwendigkeit«, sagte er schließlich. »Wenn ich ihn nicht schicke, wen dann? Meldest du dich freiwillig?«

Das war unmöglich, und sie wussten es beide. Einmal töten, oder vielleicht auch drei oder vier Mal, und Asil würde jegliche Kontrolle verlieren. Asil war zu alt, zu anfällig, um zur Jagd auf Werwölfe ausgeschiedt zu werden, und würde es viel zu sehr genießen. Er konnte den wilden Geist seines Wolfes in sich spüren, der sich bei der Aussicht auf so eine Jagd, auf einen echten Kampf und das Blut eines starken Gegners zwischen seinen Fängen aufgeregt in ihm bemerkbar machte.

Bran war mit seiner Tirade noch nicht am Ende. »Ich *kann* keinen Alpha in das Revier eines anderen Rudels schicken, ohne dass dies zu einer Provokation eskaliert, die noch mehr Blutvergießen nach sich zieht. Ich kann nicht dich schicken. Ich kann nicht Samuel schicken, weil mein ältester Sohn noch gefährdeter ist als du. Ich kann nicht selbst gehen, weil ich jeden verdammtten Alpha umbringen müsste – und ich habe nicht das Bedürfnis, jeden einzelnen Werwolf in mein persönliches Rudel zu holen. Wen soll ich schicken, wenn nicht Charles?«

Asil beugte vor Brans Wut den Kopf. »Deswegen bist *du* der Alpha, während *ich* alles tun werde, um niemals mehr Alpha zu werden.« Er stand auf, den Kopf immer noch gesenkt, während er das Buch auf dem Tisch ablegte. »Ich denke nicht, dass ich *Ivanhoe* noch einmal lesen muss. Ich fand immer, er hätte Rebecca heiraten sollen, die klug und stark war, statt sich für Rowena und das zu entscheiden, was seines Erachtens Sitte und Anstand entsprach.«

Damit ließ Asil Bran mit seinen Gedanken allein, denn wäre er geblieben, hätte Bran mit ihm diskutiert. Jetzt dagegen blieb dem Marrok niemand zum Streiten außer ihm selbst. Und Asil wusste, wie überzeugend Bran sein konnte.

Bran starrte auf *Ivanhoe*. Der Einband war blaugrau, und der Stoff zeigte deutliche Spuren seines Alters. Er ließ seine Finger über die Prägung des Titels und die kleine Zeichnung eines Ritters in der Rüstung des sechzehnten Jahrhunderts gleiten. Einst hatte das Buch auch noch einen Schutzumschlag mit einem noch unpassenderen Bild darauf besessen. Er wusste, dass innen auf dem Deckblatt eine Widmung stand, aber er öffnete das Buch nicht, um sie anzusehen. Er war sich ziemlich sicher, dass Asil lange genug hier gewesen war, um die gesamte verdammtte Bibliothek nach diesem Buch abzusuchen. Charles hatte es ihm geschenkt, vor ungefähr siebzig Jahren.

Fröhliche Weihnachten, stand innen. *Du hast dieses Buch wahrscheinlich schon ein Dutzend Mal gelesen, aber ich las es vor ein paar Monaten zum ersten Mal und hatte das Gefühl, dass du in dieser Geschichte von zwei sehr unterschiedlichen Menschen, die lernen, zusammenzuleben, Trost finden*

könntest – und eine gute Geschichte ist es immer wert, ein weiteres Mal gelesen zu werden.

Und es handelte sich um eine gute Geschichte, auch wenn sie historisch inkorrekt und übermäßig romantisch war.

Bran nahm das Buch und stellte es sanft zurück ins Regal, bevor er dem Impuls nachgeben konnte, es in kleine Stücke zu reißen. Denn dann hätte er nicht aufgehört, bevor es nichts mehr zu zerstören gab – und wenn das geschah, konnte niemand ihn mehr aufhalten. Charles musste für Bran etwas verkörpern, das er nicht war, und sein Sohn würde sich umbringen bei dem Versuch, den Erwartungen seines Vaters zu entsprechen.

Wie lange hatte er sich selbst vorgelogen, dass es Charles gut ginge? Wie lange wusste er schon, dass Anna mit ihrem Protest recht hatte? Es gab viele Gründe dafür – gute, nachvollziehbare Gründe –, dass nicht Bran selbst tötete. Einen davon hatte er Asil genannt. Aber der wahre Grund, der wichtigste Grund, lag, wenn er ehrlich war, eher in Asils Begründung. Wie lange würde es dauern, bis Bran anfang, das Flehen, das Leiden vor der Hinrichtung zu genießen? Er erinnerte sich kaum an die Zeit, in der sein Wolf die Kontrolle übernommen hatte, doch die Welt erinnerte sich immer noch daran, obwohl es bereits ein paar Jahrhunderte zurücklag. Aber einige seiner Erinnerungen zeigten seine verängstigten Opfer und die Befriedigung, die ihre Schreie in ihm ausgelöst hatten.

Charles würde so etwas nie tun. Er würde sich nie an der Furcht der anderen weiden. Er würde niemals mehr tun, als wirklich nötig war. Es war paradox. Bran brauchte Charles genauso, wie er war – und Charles musste zu dem Monster werden, das sein Vater war, um es zu überleben.

Das Telefon klingelte und rettete Bran damit vor seinen eigenen Gedanken. Er hoffte, dass es um ein anderes Problem gehen würde, in das er sich verbeißen konnte. Ein Problem, das er lösen konnte.

»Ich werde es nicht machen«, sagte Adam Hauptman, als Bran ihn anrief.

Bran zögerte.

Es hatte ihn sehr überrascht, als sich herausgestellt hatte, dass von all seinen Alphas ausgerechnet Adam am besten mit den

Untersuchungsbehörden zusammenarbeitete. Adam hatte ein aufbrausendes Temperament, das er bei Weitem nicht so gut unter Kontrolle hatte, wie es eigentlich ratsam gewesen wäre. Aus diesem Grund hatte Bran ihn im Hintergrund und aus dem Rampenlicht herausgehalten, trotz Adams Charisma und seines guten Aussehens. Aber seine militärische Erfahrung und seine Kontakte, kombiniert mit seinem unerwartet guten Verständnis von Politik und politischer Erpressung hatten ihn nach und nach zu Brans nützlichstem diplomatischen Kontaktmann gemacht.

Es sah Adam gar nicht ähnlich, einfach abzulehnen.

»Es ist kein schwieriger Auftrag«, murmelte Bran in das Telefon, während er seinen Wolf zurückhielt, der auf sofortigen Gehorsam drängte. »Es geht nur um einen Informationsaustausch. Wir haben in Boston drei Leute verloren. Das FBI glaubt, dass diese Morde mit einem größeren Fall zusammenhängen, und hätte gern einen Werwolf als Berater. Der örtliche Alpha ist dafür nicht geeignet – und er ist außerdem zu jung, um diplomatisch zu bleiben, wenn seine eigenen Leute sterben.«

»Wenn sie hierherfliegen wollen, wäre das in Ordnung«, meinte Adam. »Aber Mercys Beine sind noch nicht ganz geheilt, und sie kann den Rollstuhl nicht ohne Hilfe bewegen, weil ihre Hände verbrannt sind.«

»Dein Rudel will ihr nicht helfen?« In Brans Worten klang eisige Wut mit. Mercy mochte ja Adams Gefährtin sein, aber für Brans Wolf würde sie immer zu ihm gehören. Würde immer seine kleine Kojotin sein, zäh und trotzig, auch wenn er sie von einem guten Freund hatte aufziehen lassen. Denn bei jedem, der weniger wehrhaft war als Brans erwachsene Söhne, konnte er seiner Gefährtin nicht vertrauen.

Adam lachte, und Brans Wut verpuffte. »Das ist es nicht. Es ist ihr peinlich, so hilflos zu sein, und das verursacht ihr schlechte Laune. Letzte Woche musste ich zu einem Geschäftstermin. Als ich zurückkam, war der Vampir gekommen, um sich um sie zu kümmern, weil sie alle anderen des Hauses verwiesen hatte. *Ich* muss nicht gehorchen, wenn sie mir sagt, dass ich verschwinden soll, aber alle anderen schon.«

Bran lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Die Vorstellung, dass Mercy ein ganzes Rudel Werwölfe herumkommandierte, gefiel ihm.

»Bran? Alles okay?«

»Mach dir keine Sorgen«, erwiderte Bran. »Ich werde David Christiansen schicken. Das FBI muss einfach eine Woche oder so warten, bis er aus Birma zurück ist.«

»Das habe ich nicht gefragt«, gab Adam zurück. »»Wankelmütig« ist gewöhnlich kein Wort, das ich auf dich anwenden würde – aber du bist heute einfach nicht du selbst. Geht es dir gut?«

Bran massierte sich die Nasenwurzel. Er sollte es einfach für sich behalten. Aber Adam ... Mit Samuel konnte er nicht darüber reden; das würde nur dazu führen, dass sein ältester Sohn sich schuldig fühlte.

Adam kannte alle Beteiligten, und er war ein Alpha; er würde verstehen, auch ohne dass Bran jede Kleinigkeit erklärte.

Adam hörte kommentarlos zu – bis auf ein Schnauben, als er hörte, wie geschickt Asil das Blatt gewendet hatte.

»Du musst Asil in deiner Nähe behalten«, riet er. »Der Rest hat zu viel Angst, um dich in Spielchen zu verwickeln – und ab und zu brauchst du genau das, um wach zu bleiben.«

»Ja«, stimmte Bran zu. »Und sonst?«

»Du musst weniger Todesurteile aussprechen«, sagte Adam mit absoluter Überzeugung. »Ich habe von Minnesota gehört. Drei Wölfe haben einen Pädophilen getötet, der mit einer Waffe in der Hand und einem Elektroschocker in der Tasche einen Drittklässler verfolgte.«

Bran knurrte. »Ich hätte keinerlei Einwände erhoben, wenn sie nicht die Kontrolle verloren und seine halb aufgefressene Leiche liegen lassen hätten, sodass sie am nächsten Morgen entdeckt werden konnte. Und zwar bevor sie ihrem Alpha erzählt haben, was passiert ist. Hätten sie ihm einfach nur das Genick gebrochen, hätte ich es ihnen durchgehen lassen.« Wieder massierte er sich die Nase. »Aber so ist es kein Wunder, dass der Gerichtsmediziner öffentlich in den Zeitungen spekuliert.«

»Wenn du ein wenig großzügiger wärst, müsste Charles nicht so oft losziehen und töten, denn dann hättest du auch nicht so viele Alphas, die sich weigern, die Urteile zu vollstrecken.«

»Ich kann nicht«, erklärte Bran müde. »Hast du die neuen Werbespots gesehen, die von der *Leuchtenden Zukunft* gesponsert werden? Die Anhörungen zu gefährdeten Arten beginnen nächsten Monat. Wenn sie